

reproduit dans  
\* Germania, Berlin  
\* Kultur der Neues 196.  
Oktober 1929

Allgemeine Rundschau

le total de monde  
de l'humanité  
meurtre je ne suis  
dijante 3 meurtre  
Seite 843

Anna  
moyens nombreux  
de l'art

l'art de l'humanité  
peut être la première  
voix de l'humanité  
de l'humanité

# André Gide

Zu seinem 60. Geburtstag

Dr. Otto Forst - Battaglia, Wien.

André Gide, ein Immoralist? Vielleicht! Ein Amoralist  
gewiß nicht. Mit Gides Haltung gegenüber der Tendenz-  
kunst ist es wie mit der russischen Bolschewiken gegenüber  
der Religion. Sie bekämpfen den „Aberglauben“, weil sie  
ihren eigenen wahren Glauben, den Marxismus parat  
haben, den sie Religionslosigkeit nennen. Gide verdammt  
die verschiedenen Moralen und ihre Propaganda durch die  
Kunst, weil er seine Moral der Moralllosigkeit, seine Ten-  
denz der Tendenzfreiheit bekennt. Ob nicht seine „Actes  
gratuits“ mitunter teurer kommen als entgeltliche Ge-  
schäfte mit mancher konfessionellen Moral? Wir erinnern  
uns, daß wir unter den Komponenten der neuen psycholo-  
gischen Erzählung „Genf“ erwähnten. Zwar nicht bei  
Proust, indes bei Gide ist das sehr fühlbar. In diesem  
Stoffen eines Hugenottengeschlechts von Pastoren, Pro-  
fessoren und Magistraten wohnt ein strenges Ethos, ein ka-  
tegorischer Imperativ zu irgend einem Tun oder Lassen und  
ward auch diese zweite Natur mit einer im Selbstgespräch  
gewandten Stimmgabel ausgetrieben, — tamen usque re-  
curreret.

Das scheint mir nun der wesentliche Unterschied  
zwischen Proust und Gide, die sonst in ihrer geistigen Hal-  
tung vieles und als Künstler nicht wenig gemeinsam haben:  
Gides Introspektion und seine Verarbeitung des Erlebnisses  
zum literarischen Werk gipfelt nie in des Zweckes barer  
Darstellung. Die Empörung zeitigt die Prosa, Verle und  
Perverse, aus denen sich die Ernte eines Dichtertums zusam-  
mensetzt, das vom Ich beherrscht, im Ich nicht bloß das  
Medium erfahchter Eindrücke als der Elemente einer kon-  
struierten Außenwelt sucht. Die Empörung gegen eine  
kettenfchmiedende Erziehung wird zur offenen Rebellion  
gegen alles, was nach Ketten und nach Bindung ausfieht.  
Zwei des entflohenen Sklaven, der seine Fesseln trotzdem  
nicht mit sich schleppt. Sich-Aufbäumen der Triebe,  
die nach der Luft gieren. Krieg gegen eine Gefellschaft, die  
sich zum Komplizen der hemmenden Autorität macht.  
Krieg gegen jede Gefellschaft. Konsequente Anarchie, die  
nur vor dem Recht eines jeden auf seine Persönlichkeit sich  
beugt. Wieder ein Unterschied gegenüber Proust, dem  
respektvollen Bewunderer der Konvention und sogar der  
konventionellen Lüge.

Ein fundamentaler Unterschied, denn gerade die Ehr-  
furcht vor der Wahrheit ist es, die sich Gide aus dem Zu-  
sammenbruch der überlieferten Moral gerettet hat. „Ich  
hasse die Lüge,“ schreibt er einmal, „Ich ziehe es vor, als  
der gehaßt zu werden, der ich bin, als geliebt zu werden  
um desentwillen, was ich nicht bin.“ Ein geistreicher Apho-  
rismus heißt die Heuchelei das protestantische Laster. Wenn  
er diesem einen, dem Laster der Laster widerlegt, zeigt der  
„Immoralist“, daß in ihm die Moral siegte. Bei Gide müssen  
wir dazu einiges bemerken, denn seine schriftstellerische  
Tätigkeit ist von seiner ethischen, soziologischen unzer-  
trennlich und diese letztere hat keine geringere Wirkung  
auf die intellektuelle Jugend geübt als des Autors litera-  
risches Schaffen. Diese Seite von Gides großem, nachhal-  
tigem Einfluß: seine Rolle als geistiger Führer zur Revolte  
in sämtlichen Erziehungshäusern, hat zahlreiche Kritiker  
gefunden und andere haben sich gegen den Dichter ge-  
wandt, weil er, was Proust nur geschildert hatte, als natür-  
lich verteidigte und indirekt zur Nachahmung empfahl: die  
hemmungslose Befriedigung des Eros. Mafis von rechts,

Béraud von links ritten schneidige Attacken. Viele Freunde  
kehrten sich von Gide, als er offen sich zu dem bekannte,  
was andere heimlich zu tun nicht scheuen. Vor der Ehr-  
lichkeit und dem Mannesmut des Menschen neigen wir uns.  
Die Sache, der er dient, vermögen wir nicht als gute an-  
zuerkennen. Der Fall Gide ist indes nur eine neue Episode  
im Kampf des Sonderrechte fordernden oder seine Sonder-  
art als Regel hinstellenden Künstlers, des „Originalgenies“  
gegen eine Gefellschaft, die zu ihrem Schutze den Durch-  
schnitt verpflichtende und auch den Hochbegabten nicht  
übertretbare Gesetze verteidigt. Romantik reinsten Wassers.  
Der Form nach aber stammt auch Gide von der klassischen  
Tradition. Die Psychologie seiner Helden gleicht der einer  
Racineschen Tragödie zum Verwechseln. Der Bau seiner  
harmonischen, in edler Einfachheit mustergültigen Sätze,  
erinnert an die Prosa Montaignes — den Gide bewundert  
und zum Gegenstand eines prachtvollen Essais wählte  
„Montaigne“ (1929) —, mitunter an Voltaire. Freilich ist  
dem französischen Klassizismus eine Menge fremder Ele-  
mente beigemischt. Wir sehen schon beim Meister des  
neuen psychologischen Romans — Proust ist immer nur  
Wegbereiter, Zierde, und er hat keine Schüler. Doch  
der Grundton blieb, bis zur „Symphonie pastorale“  
(1919) derselbe, den wir im französischen psychologi-  
schen Roman aller Epochen wiederfinden. Das gilt be-  
sonders von den drei Erzählungen „L'Immoraliste“ (1902),  
„La Porte étroite“ (1914) und „Symphonie pastorale“  
(1919). Michel, der Held des „Immoraliste“, flieht wie jener  
der Barréschen Ichtriologie die Barbaren der europäischen  
Umwelt, flieht vor der Sittenstrenge, die ihm eine puri-  
tanische Jugend eingepflanzt hat, in ein hemmungsloses  
Genussdasein, dem der Orient, Nordafrika der Rahmen  
sein sollen. Und findet in der Wollust nur wieder das  
ewige Leid, zu dem die Menschen verdammt sind, wohin  
sie ihm auch zu enteilen suchen. Die „Symphonie Pastorale“  
verknüpft ein tiefes und tragisches Liebesgeschehen mit  
dem Thema Widerstreit von Katholizismus und Protestan-  
tismus, von Orthodoxie und freier Wissenschaft. Ueber  
alle diese Romane und über fast alle, die in unserer Epoche  
geschrieben worden sind, ragt die wunderherrliche „Porte  
Étroite“ empor, die man füglich als das Gegenstück zur  
„Annonce faite à Marie“ betrachten kann. Alissa liebt ihren  
Vetter Jérôme, den Jugendgepielen, mit der reinsten und  
doch leidenschaftlichsten Liebe. Sie weigert ihm den Ehe-  
bund, zu dem alle äußeren Voraussetzungen drängen. Zu-  
erst weil sie ihn, den sie von der Schwester zum Gatten be-  
gehrt weiß, nicht deren Glück entziehen will. Dann, weil  
sie nicht erträgt, daß er sie selbst dem höheren Ziel, der  
Gottheit vorziehe. Wenn ein so sehr vom katholischen Ge-  
danken der Askese durchletztes Buch beim Protestantem  
Gide Wunder nimmt, so schwindet das Erstaunen, sobald  
man hinter der erschütternden Tragik zweier Herzen ein  
Doppeltes nicht überfieht: daß hier die klassische Objektivität  
des Autors ihre Triumphe feiert, indem sie den Protagonisten  
des erzählten Dramas die ihnen und nicht die ihm selbst  
adäquaten Gefühle leiht; daß ferner die pessimistische  
Philosophie durchsickert, es gäbe auf dieser Welt  
kein Heil und über allem walte ein unentrinnbares Ver-  
hängnis. Noch in seinem letzten Roman, „L'Ecole des  
Femmes“ (1929) ist vom Molièreschen Titel bis zur Kom-  
position und den Charakteren alles klassisch. Nur das

Sp

Thema atmet echten romantischen Geist: verlorene Illusionen, die mit dem freiwilligen Tod der Heldin bezahlt werden. Eveline, die im Gatten den Prince charmant erräumt hatte, einen wenig charmanten Bourgeois wiederfand und in den Kindern den Vater, kündigt nach zwanzig Jahren den Dienst am häuslichen Herde. Der Weltkrieg Eiectet ihr, in einem Hospital, den schönsten Abgang aus dem irdischen Jammertal. Völlig romantisch sind Atmosphäre, Technik, Gedankenwelt in den beiden repräsentativen Werken aus Gides jüngster Schaffensperiode. Die Autobiographie „Si le Grain ne meurt“ (Fragmente 1921, vollständige Ausgabe 1926) mutet uns wie die „Confession“ eines neuen Jean Jacques an. Unausgesprochen trägt auch sie das Motto: noch nie hat es einen Besseren gegeben als mich, der hier seine „Sünden“ rückhaltslos beichtet. In der Ehrlichkeit aber, in der schonungslosen Aufdeckung der geheimsten Gedanken, der Dinge, die man nicht sagt, überbietet Gide den Ererbten des Eros Rousseau. Ne quid falsi audeat, ne quid veri non audeat, wer — Dichtung und doch laute Wahrheit — sein Leben als Bekenntnis und als Pamphlet für gleich Empfindende, gleiches Leid erdulden niederfchreibt.

Wir sind hier vom klassischen Maß entfernt und mit Gides großem Zeitroman „Les Faux-Monnayeurs“ (1926) in einer wild zerklüfteten seelischen Landschaft, über die sich ein trüber nordischer Himmel wölbt. Schon die Technik ist die der deutschen romantischen Erzählung. Der Autor tritt als Raisonneur in seinem Werk auf. Er geleitet uns durch ein Inferno, an dessen Ende ein sehr fragwürdiges Paradies unserer harret. Dieser Roman der Knaben, der Jünglinge von heute, ist wieder eines der symptomatischen und typischen Spiegelbilder der Zeit. Als Kunstwerk steht er hinter Gides „Äheren, in sich vollendeten Büchern wie dem „Immoraliste“, der „Porte étroite“ zurück. Die fortwährenden Disgressionen — auch Anzeichen des romantischen Mal du Siècle — stören. Wir haben einen wuchtigen, pathetischen Anfang und ein Ende, das keines ist. Trotzdem ist diese Geschichte der jungen Protitendieu und Molinier, der aus einer ungezählten Generationen vorgezeichneten Bahn geschleuderten Söhne eines umhagten, sich selbst abgrenzenden und jede Grenze peinlich achtenden Patriziats, die Geschichte der seelischen Erschütterung,

die brave Bürgerföhne bei der zweifachen Berührung mit der fremden und mit der großen Welt erliden: ein Dokument und ein sittliches (mögen es auch viele mit gutem Recht ein unsittliches nennen), ein soziologisches Evangelium. Gide predigt hier nochmals und im Rahmen eines Bildungsromans mit mehreren Helden: die Treue zum eigenen Selbst, die Ablage an die Familie, den Patriotismus in einem Pays du tendre, das nicht unbedingt von Personen verschiedenen Geschlechtes bewohnt sein muß. Dem Dokument gegenüber gilt es, nüchterne Kritik zu wahren. Es ist zuverlässig, mit der Einschränkung, daß es in einem Aspekt der französischen Jugend unserer Gegenwart aufzeigt. Gefährlich aber und unberechugt wäre die Meinung Gides „Faux-Monnayeurs“ enthüllten uns reiflos das Anlitz einer Epoche, die neben der Verwirrung auch die straffte Anspannung und Zucht der Gefühle kennt.

Vergessen wir es nicht, in dem tiefsten Hugenott lebt auch ein Drang zur Karikatur, also zur Verzerrung und Verschiebung der Dimensionen. Gide hat in seiner Jugend die bitteren „Paludes“ (1895), die „Nourrit Terrestres“ (1897), den „Prométhée mal enchainé“ (1899) und später den satyrischen Roman „Les Caves du Vatican“ (1914) geschrieben, dessen abenteuerlich-abenteuernder Held, ein metaphysischer Hochstapler auch eine Inkarnation des Gide'schen Geistes ist, während groteske Figuren und eine groteske Welt umher bald als höhnendes Zerrbild bald als Portrait einer ungewollt verzerrt gelesenen Wirklichkeit gelten müssen. Der Autor und der Doppelgänger des Helden der „Caves du Vatican“ wird uns in seiner inneren Zerrissenheit Zeuge der Epoche. Wir werden ihm stets den guten Glauben, nicht immer die richtige Wertung und selten nur die Vollständigkeit im Betrachten seiner Epoche zubilligen.

Ein echter Künstler, liegt er mit den nüchternen Gesetzen im Hader, die, Autorität immer dem schweifenden Blick auferlegt. Ein echter Künstler, hat er ein reines und dem heiligen Muß entflammendes Werk geschaffen, das in sich seine Regeln und damit in seinen besten Leistungen klassisches Maß trug. Die dem Künstler wird bewundernd auch der huldigen, dem die Weltansicht Gides als ein einziger edler Irrtum erscheint.

## Das Naturrecht der Sozialkörper

(Zur Kritik unseres Staatsgedankens. V.)

Carl Oskar Freiherr von Soden

Um das Individuum, das uns am Anfang aller sozialer Betrachtung begegnet, schließen sich in konzentrischen Kreisen Familie, Gemeinde, Staat und endlich die aus den Wässern der politischen Anarchie in unseren Tagen immer sichtbarer aufsteigende politische Menschheitsorganisation.<sup>1)</sup> Das Naturrecht pflegt diese Verbände die natürlichen zu nennen, weil ihre Bildung, die letztlich zwar von einem freien Menschenakt bestimmt wird, doch die notwendige Positivierung einer in der

menschlichen Natur gelegenen Norm bedeutet.<sup>2)</sup> Ihnen steht die ganze Fülle des „freien“ oder „gewillkürten“ Verbandslebens gegenüber.<sup>3)</sup> Die Zwecksetzung der natürlichen Verbände ist universal. Keinem von ihnen fehlt seiner

<sup>1)</sup> Durch die letzte Anerkennung der individuellen Freiheit als Determinante auch der natürlichen Sozialbildung unterscheiden wir uns von der Tönnies'schen Anthithele von „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ (Berlin, 1926). Eine eingehende Kritik der Tönnies'schen Theorie vom irrationalen und damit auch amoralischen Charakter der natürlichen Verbandsbildung hat Schöwer, Kath. Gesellschaftslehre, Paderborn 1928, S. 96, 180 geliefert. — Vgl. auch Luigi Taparelli S. J., Versuch eines auf Freiheit begründeten Naturrechts, Palermo 1840, deutsch Regensburg (Manz) 1845, I. S. 136, 189 ff.

<sup>2)</sup> Den Gedanken konzentrischer Kreise von natürlichen Sozialkörpern, in deren Mitte das Individuum steht, hat der hl. Augustin im Anschluß an die Stoa und Cicero selbständig formuliert. (Schilling, Staats- und Soziallehre des hl. Augustinus, Freiburg i. B., 1910, S. 60.) Auch bei Thomas dürfte er unabhängig von Aristoteles aus der Betrachtung der italienischen Verhältnisse seiner Zeit konzipiert sein: De reg. princ. I, 1; Vgl. II, II, q. 40, a. 1, c. Die naturrechtliche Völkerrechtslehre des Westens hat ihm immer ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Aus der jüngsten Zeit vgl. Politis, les nouvelles tendances du droit international, Paris (Hachette), 1927, S. 71, 189 f.

<sup>3)</sup> Vgl. S. Th. II, I, q. 100, a. 2. Auch das alte deutsche Recht unterscheidet zwischen notwendigen und freien oder gewillkürten Körperschaften. Zu ersteren gehören die Stadt, eine Reihe anderer Gebietsverbände, sowie die körperlich gestaltetete Familie und schließlich der Staat. (Cierke, das deutsche Genossenschaftsrecht, II, Berlin 1878, S. 830 f.) Kellen (Allg. Staatslehre, Berlin 1925, S. 69) leugnet den Wesensunterschied zwischen den Verbänden, von seinem positivistischen Standpunkt aus mit Recht. Vom naturrechtlichen Standpunkt ist